

Zeitschrift:	Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde
Herausgeber:	Historischer Verein des Kantons Bern
Band:	11 (1915)
Heft:	3
Artikel:	Beteiligung der Schweizer am Todeskampf des neapolitanischen [i.e. neapolitanischen] Königshauses, 1860/61 Palermo - Volturno - Gaëta
Autor:	Erismann, O.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-181737

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Beteiligung der Schweizer am Todeskampf des neapolitanischen Königshauses, 1860/61.

Palermo. — Volturno. — Gaëta.

Von O. Erismann.

Palermo.



Nfangs Herbst 1859 wurden die vier kapitulierten Schweizerregimenter in neapolitanischem Dienst aufgelöst, und den Soldaten nach Befriedigung ihrer Geldansprüche freigestellt, in ihre Heimat zurückzukehren, oder aber neuerdings bei der neapolitanischen Regierung Handgeld zu nehmen, nun freilich nicht mehr auf Grund von Staatsverträgen, sondern als private Reisläufer, gleich den Soldaten der alten Freifähnlein.

Von letzterer Alternative wurde Gebrauch gemacht, und das kam der Regierung in jener verhängnisvollen Zeit, da sie allen Grund hatte um ihre Existenz in Sorge zu sein, wohl zu statten.

Sie organisierte drei Fremdenbataillone, Battglioni di carabinieri leggieri, deren Grundstock die zurückgebliebenen Schweizer abgeben sollten. Aber dieser Grundstock war nicht stark. Vom 4. (Berner-) Regiment war niemand, von den drei andern waren nur Minderheiten zurückgeblieben, und darunter viel ältere Leute, besonders unter den Unteroffizieren, die man bald ausscheiden und dem sog. Veteranenbataillon zuweisen musste. Die notwendige Ergänzung fand man bei Oesterreichern, auch Baiern und andern Süddeutschen, welche denn auch schliesslich die meisten Leute der beiden ersten Bataillone lieferten. Nur die Offiziere waren fast alle Schweizer. Das dritte Bataillon behielt am ausgeprägtesten den schweizerisch-nationalen Charakter, obwohl auch es viele Oesterreicher zählte; merkwürdigerweise wurden die Soldaten dieses Bataillons später in Sizilien, vorzugsweise Bayern — Bavaresi — genannt, vielleicht wegen ihres chronischen

Durstes? — Dies Bataillon rückte auch mit der Formation am schnellsten vor. Ausschliesslich bestimmt, ein Jägerbataillon zu werden, war es mit Schweizerstutzern bewaffnet. Uniform: grüner Waffenrock und graue Hosen. Die beiden andern Bataillone trugen gezogene Karabiner und ganz graue Uniform. Statt der Fahnen führten die Truppen Manövrierfähnchen (fanions). Jedes Bataillon sollte acht Kompagnien zu 160 Mann haben; aber dieser Bestand wurde nie erreicht. Zu Manövierzwecken war es in zwei Halb-Bataillone getrennt, von denen das eine durch den Kommandanten, das andere durch dessen Stellvertreter, den Adjutant-Major, befehligt wurde. Kommandant des 1. Bataillons war Oberstlieutenant Göldlin von Luzern; des 2. Major Alois Migy von Pruntrut, und dessen Stellvertreter der Walliser Franz von Werra; des 3. Oberst v. Mechel aus Basel, mit seinem Landsmann Heinrich Wieland als Stellvertreter, dem späteren schweizerischen Korps-Kommandanten, dessen kostlich geschriebene, s. Z. in der schweizerischen Militärzeitung publizierten Erinnerungen eine Hauptquelle vorliegender Arbeit bildeten. Die beiden ersten Bataillone waren in Nocera (bei Salerno) garnisoniert, das 3. in Avellino. — In bezug auf Sold und Verpflegung waren die Truppen den alten Schweizerregimentern gleichgestellt.

Zu der Infanterie kam dann noch die aus sechs Geschützen bestehende sog. Fremdenbatterie, geführt von dem Lausanner Hauptmann Févit. — Die Organisation und dürfstigste Ausbildung dieser Truppen war im Frühjahr 1860 noch nicht vollendet, als der Krieg ausbrach.

Nachdem im Sommer des vorangegangenen Jahres durch die Waffen der Franzosen und Piemontesen die Lombardie von österreichischer Herrschaft war befreit worden, begann auch Süditalien für den Anschluss an die nationale Sache sich zu regen. Anfangs 1860 brach in der Hauptstadt Siziliens der Aufruhr aus. Zunächst wurde er gedämpft, man hielt es aber doch für geraten, die dort liegenden königlichen Truppen zu verstärken, um so mehr, als das Gerücht eines bevorstehenden Einfalls von Freischaren in die Insel be-

stand. Unter diesen Verstärkungstruppen befand sich das 3. Fremdenbataillon Mechel. Am 14. Mai schiffte es sich, 950 Mann stark, nach Palermo ein. Jenes Gerücht hatte sich bestätigt. Am 11. Mai war Garibaldi an der Spitze von tausend begeisterten Freiwilligen in Marsala, auf der Westküste Siziliens, gelandet, um jenen wunderbaren Siegeszug zu unternehmen, der ihn in wenigen Monaten bis in die Hauptstadt des Königreichs beider Sizilien und bis zu dessen nördlicher Grenze führte und den Bourbonenthron zertrümmerte. Vier Tage nach seiner Landung warf er ein neapolitanisches Korps, das unter General Bandi bei Calatafimi sich ihm entgegenstellte, und schickte sich zum Marsch nach Palermo an, verstärkt durch sizilianische Freischaren, die sog. Squadri. Von dieser Stadt aus sandte ihm General Lanza, ein 80-jähriger seniler Mann, dem der Oberbefehl über alle königlichen Truppen auf der Insel war anvertraut worden, eine 5000 Mann starke Kolonne entgegen. Sie bestand aus sechs Bataillonen mit Spezialwaffen. Dabei befand sich das 3. Fremdenbataillon, dessen Kommandant Oberst von Mechel, gleichzeitig Chef des ganzen Detachements war.

Diese Truppen konnten Palermo nicht retten. Garibaldi wich ihnen durch einen Abmarsch ins Innere der Insel aus und teilte dann seine kleine Armee. Die eine Hälfte liess er nach Süden abschwenken, und, während Mechels Korps dieser fechtend nachfolgte, wandte sich der kühne Parteigänger mit der andern plötzlich gegen Norden und Palermo. Und als Mechel am 27. Mai abends die vor ihm zurückweichenden Garibaldiner bei Corleone erreicht und zersprengt hatte, traf ihn die überraschende Kunde, dass in der Frühe des gleichen Tags der Feldhauptmann der Revolutionspartei in Palermo eingezogen sei.

Das Unglaubliche war in der Tat geschehen. An der Spitze einer Armee von 20,000 Mann hatte Greis Lanza es zugelassen, dass die wenige tausend Mann starken Freischaren nach kurzem Kampf in die Hauptstadt drangen und die wichtigsten Plätze besetzten! Lanza konzentrierte seine Truppen auf den königlichen Palast, machte von dort aus einige bedeutungslose Strassenangriffe gegen die Garibal-

diner, und versuchte es auch mit dem alten Hausmittel des in Gott ruhenden Königs Bomba, er liess die Stadt vom Fort Castellamare aus, das 12 Jahre vorher der bernische Oberst Gross ruhmvoll gegen die damaligen Insurgenten verteidigt hatte, durch die Flotte bombardieren. Aber damit scheuchte er Garibaldis Rothemden nicht wieder aus der Stadt, und ebensowenig nützten ihm die am 28. als Verstärkung aus Nocera herangebrachten beiden Fremdenbataillone Göldlin und Migy. Wohl verlangten diese beiden Chefs dringend, zum Kampf geführt zu werden. Vergeblich. Lanza hatte schliesslich keinen andern Wunsch mehr, als „sei Ruh“ zu haben, und begann am 30. Vormittag durch Vermittlung des vor der Rhede liegenden englischen Admirals mit Garibaldi über einen Waffenstillstand zu verhandeln. Aber diese Verhandlung sollte bald übel gestört werden.

Nachdem Mechel in Corleone von Garibaldis Handstreich Kunde erhalten hatte, entschloss er sich zum Schutz der Hauptstadt herbeizueilen um zu retten was noch zu retten war. „Eilen“ ist zwar nicht das richtige Wort. Mechel marschierte mit Bedacht und Methode und kam erst am Abend des 22., also nach zwei Tagen vor Palermo an, das in einem Tagemarsch behaglich wäre zu erreichen gewesen.

Am 30. früh stand die Kolonne vor der Porta Termini, durch welche drei Tage vorher Garibaldi eingedrungen war. Die Strassen vor und hinter dem Tor waren durch Barrikaden gesperrt. Oberst von Mechel befahl den Angriff. An der Spitze stand das 3. Fremdenbataillon, die vordere Hälfte geführt durch den Kommandant-Stellvertreter Heinrich Wieland; die zweite durch Hauptmann Sägisser. Und nun fanden die Schweizer — denn aus solchen bestand die Mehrheit des Bataillons — noch einmal Gelegenheit, jene stürmende Tapferkeit zu zeigen, welche 1848/49 bei Neapel, Messina und Catania den Aufständischen so verderblich geworden war. Zum Sturm auf die erste Barrikade, nachdem sie durch einige Granatschüsse war erschüttert worden, kommandierte Wieland die Kompanien Marcuard und Flugji. Ihnen sollten die Tirailleurs eines neapolitanischen Jägerbataillons helfen; die verliefen sich aber bald in die

Häuser, aus denen sie nicht mehr herausgebracht werden konnten. — Im Hurrah wurde die erste Barrikade erobert, dahinter die zweite und dritte, während links und rechts die Häuser durch die beiden nachfolgenden Kompagnien genommen wurden. Bei der vierten gerieten Mechels Truppen und die Garibaldiner mit der blanken Waffe aneinander. Am härtesten war der Kampf bei der letzten, fest und kunstgerecht mit Sandkörben aufgebauten Barrikade. Dort stellte sich entschlossen der Feind, aber tapfer rückte ihm mit ein paar Braven der Zofinger Carl Suter, Oberlieutenant der Kompagnie Marcuard auf den Leib und nahm auch dies Hindernis.* Und nun war die Sturmkolonne auf dem alten Markt inmitten der Stadt angelangt und jeder weitere Widerstand hörte auf. Fünf Banner hatte sie auf ihrem Siegeslauf erbeutet und 90 in einen Palast eingeschlossene Gefangene befreit. Die Verluste waren gering, 3 Tote und 15 Verwundete; dank dem raschen Vordringen und der mangelhaften Treffsicherheit der Feinde. Verwundet wurden die Hauptleute Sägisser und Flug i und der Lieutenant Robert Pfyffer. Dem Oberlieutenant Suter, der, im Handgemenge einer der vordersten, eines heftigen Gegners mit dem Säbel sich nicht mehr zu erwehren vermochte, rettete der Bajonettstoss eines neben ihm kämpfenden Korporals, eines ehemaligen österreichischen Offiziers, das Leben.

Das Eingreifen der Kolonne Mechel, welche unter andern Umständen Garibaldi zwischen zwei Feuer und arg in die Klemme gebracht hätte, vermochte an der Lage nichts mehr zu ändern. Die bereits eingeleiteten Unterhandlungen nahmen ihren Fortgang und endigten mit dem schmachvollen Abzug Lanzas und seiner sämtlichen Truppen. Als letztes schiffte sich am 14. Juni das 3. Bataillon ein, um in Avellino sein altes Standquartier zu beziehen. Das 1. und 2. Bataillon kehrten nach Nocera zurück. In welcher Stimmung die

* Carl Suter, ein kühner Parteidräger, focht später an der Spitze einer indianischen Guerillatruppe im Dienst des unglücklichen Kaisers Max von Mexiko, dann in Serbien und Griechenland. Es gereicht dem Schreiber dieser Zeilen zur Freude sich daran zu erinnern, dass dieser tapfere Offizier als zeitweiliger Gehülfe des aargauischen Oberinstruktors sein anregender und verehrter Lehrer war.

Schweizer abzogen, um die sizilianische Kapitale dem von ihnen geschlagenen Garibaldi zu überlassen, kann man sich denken. „Wir hatten uns nichts vorzuwerfen“, schreibt Heinrich Wieland. „Mit dem Bewusstsein, unsere Pflicht getan zu haben, konnten wir den Kopf hoch tragen, doch das peinliche Gefühl, einem Feinde weichen zu müssen, den man überall geschlagen hatte, war niederdrückend. Den fatalsten Eindruck aber machten uns die Gesichter der neapolitanischen Offiziere; auf ihnen konnte man nur die Freude lesen, endlich den Boden Siziliens verlassen zu dürfen; man hätte sich inmitten einer siegreichen Armee glauben können, so vergnügt blickten diese Herren drein.“

Volturno.

Die Erstürmung der Barrikaden an der Porta Termini in Palermo durch das Jägerbataillon Mechel war nicht die letzte Waffentat dieser übrigens sehr stark mit fremden Elementen gemischten Epigonen unserer Neapolitaner-Regimenter, der Fremdenbataillone. Im gleichen Jahr (1860) sollten sie wieder ins Feuer kommen.

Nachdem Garibaldi sich in kurzer Zeit in Besitz Siziliens gesetzt, drang er ohne nennenswerten Widerstand mit seiner lawinenhaft anschwellenden Armee auf dem Festland nach Norden vor. Am 7. September zog er in Neapel ein, das der König kurz vorher auf Nimmerwiedersehen verlassen hatte.

In Capua setzte König Franz sich fest, in der Meinung, in guter, durch den Volturno gedeckter Stellung den Angriff Garibaldis abwarten zu können, der ihm bis Maddaloni und Caserta nachgerückt war und zeitweise sogar einen Platz auf dem rechten Ufer des Flusses (Cajazzo) besetzt hatte. — Unterdessen begann die piemontesische Armee, welche unter General Cialdini die päpstlichen Truppen bei Castelfidardo geschlagen und Ancona eingenommen hatte, über die Abruzzen heranzurücken, um Garibaldi das Heft aus der Hand und das durch dessen Verdienst bezwungene Neapel für König Victor Emanuel in Besitz zu nehmen. Dem wollte König Franz zuvorkommen, und am 1. Oktober beschloss er, aus seiner Stellung hervorzubrechen,

um Garibaldi aufs Haupt zu schlagen und durch diesen fait accompli den Piemontesen allen Vorwand zur Intervention zu bemecken. Aber der Plan misslang, das fait accompli wurde nicht geschaffen.

Am 1. früh drangen die Neapolitaner in zwei Kolonnen gegen Caserta vor. Eine dritte bestand aus zwei Brigaden, deren eine die drei Fremdenbataillone bildeten, die von dem zum Brigadegeneral avancierten Mechel kommandiert wurden. Diese Kolonne sollte die rechte unter General Bixio stehende rechte Flanke Garibaldis angreifen, die rechts von Maddaloni postiert war. Bixio hatte ein zwischen zwei Hügeln gelegenes Defilé, über das quer ein mehrstöckiger Aquädukt sich hinzog, Ponte del Valle, mit Infanterie und Artillerie stark besetzt. Den rechten Flügel der anrückenden Brigade Mechel bildete das 2. Bataillon (Migy und Werra), das Zentrum das 1. (Göldlin und Ullmann), den linken Flügel das 3. (Gächter und Wieland). Mit Ungestüm warf sich das letztere, voran Heinrich Wielands Halbbataillon, auf den Feind und drängte ihn siegreich zurück, zuvorderst wiederum Oberlieutenant Carl Suter. Aber der momentane Erfolg half nichts. Mechel, von seinem Kameraden Ruiz, dem Chef der neapolitanischen Brigade, im Stich gelassen, musste nach mehrstündigem Kampf, in welchem Oberlieutenant Emil von Mechel, Sohn des Generals, den Helden Tod fand und Wieland schwer verwundet wurde, weichen. Auch der Vorstoß der beiden von Capua ausgebrochenen Hauptkolonnen war zurückgeworfen worden und Garibaldi in dieser sog. Schlacht am Volturno auf der ganzen Linie Sieger geblieben. Und als dann am 9. Oktober Cialdinis Armee von den Abruzzen her anmarschiert war, entschloss sich König Franz, Capua und die Volturmlinie preiszugeben und sich in die Seestadt Gaeta zurückzuziehen. Das gelang ihm nach einigen Rückzugsgefechten gegen die Piemontesen, bei deren letztem, bei Mola di Gaeta, der tapfere Führer der Fremdenbatterie, Férot und Lieutenant Brunner, vom 2. Bataillon, fielen. Und damit hatte die Tätigkeit der drei Fremdenbataillone ihr Ende gefunden. Vom König kurzerhand abge-

dankt, gingen sie auf römisches Gebiet über und wurden dort entwaffnet. Die Abdankung besorgte General von Mechel. Nur eine kleinere Anzahl Versprengter blieb bei den übrigen Truppen des Königs, um mit diesen an dem mehrmonatlichen Todeskampfe teilzunehmen, den der letzte König beider Sizilien auf diesem Platz gegen die von Cialdini herangeführte piemontesische Armee mit zäher Ausdauer und ritterlicher Tapferkeit focht.

Gaëta.

Zu der Garnison der Festung gehörte das etwas über 500 Mann starke Bataillon der Schweizerveteranen, dessen Fortexistenz nach Auflösung der Schweizerregimenter durch die Kapitulationen gesichert war. Es bildete ein vom Armeebestand unabhängiges Korps und stationierte in Gaëta schon vor der Belagerung. Sein Kommandant war der Schwyzer Major Auf dermauer. Die Hälfte war artilleristisch ausgebildet und tat in der Folge unter ihrem Führer und Major Steiner, früherem Artillerieoffizier beim Bernerregiment Muralt, in einer der Festungsbatterien gute Dienste. Die Reste der alten Mechelnschen Fremdenbrigade, welche in die Festung vor ihrem Einschluss noch gekommen waren, verstärkten in der Anzahl von etwa 800 Mann die Garnison. Sie wurden unter den Befehl des Majors Heinrich Wieland gestellt, der, obwohl noch an seiner Wunde vom Volturno leidend und an Krücken gehend, sich wieder zum Dienst gemeldet hatte. Die Hälfte seiner Truppe bestand aus vier Kompagnien des 3. Bataillons, vormals Mechel. Die andern vier Kompagnien desselben, geführt von dem Zürcher Hauptmann Hess, waren unmittelbar vor Einschluss der Festung (12. November) nach einem Gefecht infolge verräterischen Uebergangs neapolitanischer Truppen zu den Piemontesen abgeschnitten und kriegsgefangen worden. Mit Ausnahme der Soldaten vom 3. Bataillon waren alle andern Untergebenen Wielands Leute, die aus allen möglichen Feldspitälern sich nach Gaëta gerettet hatten. Ueber sie weiss ihr Haupt folgendes zu sagen: „Am Tage nach Uebernahme des Kommandos sah ich mir zum erstenmal

meine Burschen an und erschrack nicht wenig über ihr Aussehen. Die Soldaten vom dritten (Bataillon) sahen noch gut aus, man konnte auf diesen Gesichtern die Strapazien eines langen unglücklichen Feldzuges lesen, aber von Mutlosigkeit, von Niedergeschlagenheit keine Spur. Nein, diese sonnengebräunten, abgemagerten Physiognomien erregten im Gegenteil in jedem Soldatenherzen Zutrauen. Ihre Kleidung war noch in ziemlich gutem Zustand, ihre Waffen in vollkommener Ordnung, das war noch ein Element auf das man zählen konnte. Aber die Leute vom 1. und 2. Bataillon sahen aus wie eine Schar Bettler, zerrissen, schmutzig, meist ohne Waffen, und weniger durch das Fieber, das noch die meisten meiner Leute in sich stecken hatten, als durch einen grenzenlosen Mangel an Willenskraft, und dadurch, dass niemand um sie besorgt war, niedergeschlagen.“

Uebrigens wurde schon Ende Dezember der grössere Teil dieser Infanterie trotz Protestes ihres Chefs, der sie nach und nach wieder gehörig gedrillt und für rechte Bekleidung und Bewaffnung gesorgt hatte, abgeschoben, da man die Besatzung vermindern wollte. Von den 800 Mann blieben 240 zurück, darunter 40 mit Stutzen bewaffnete Schützen.

Besser imstand als die Infanterie war die Fremdenbatterie, die mit ihren sechs Geschützen durch den Hauptmann Robert von Sury, den Nachfolger des gefallenen Hauptmanns Févoz, in die Festung war gebracht worden. Diese Batterie, aufgestellt in der Zitadelle, leistete während der ganzen Belagerung ausgezeichnete Dienste, und ihr Kommandant, vormals Artillerieoffizier im neapolitanischen Schweizerregiment Brunner, waltete seines Amtes von Anfang bis zum Ende mit solcher kaltblütigen Sicherheit und Tapferkeit, dass er bei der ganzen Besatzung unter dem Namen „le brave Soury“ in hohem Ansehen stand. Die grössere Anerkennung fand er durch seine Beförderung zum Major, und durch einen Tagesbefehl des Kriegsministers, der die treffliche Haltung der Offiziere und Soldaten der Fremdenbatterie hervorhob. Und vielleicht nicht viel weniger Freude hat ihm eine andere Aufmerksamkeit gemacht:

Die Sendung von vier Flaschen Bordeaux, die ihm an des Königs Geburtstag geschickt wurden, mit der Aufforderung, den damals so kostbaren Trank zu Ehren des Königs und der Königin zu leeren, sowie „des tapfern und wachsamen Kommandanten der Fremdenbatterie und aller seiner tapfern und unüberwindlichen Offiziere, Unteroffiziere und Artilleristen“. — Aber auch dem Feinde flösste diese Batterie, wie auch die von den Veteranen bediente, hohen Respekt ein. Cialdini, der piemontesische Feldherr, erstaunt über ihre kraftvollen Leistungen, erkundigte sich, wer sie bediene und liess der Mannschaft sein Kompliment überbringen, — „nur die tapfern Schweizer können so Bewundernswertes leisten.“

Die neapolitanischen Oberoffiziere fanden vor Wielands kritischen Augen keine Gnade, einige Ausnahmen abgerechnet, zu denen er den König, dessen beide Brüder, den Genie-Kommandanten Traversi (der später bei einer Pulverexplosion den Tod fand) und den Artillerieoberst Alfan de Rivera zählt:

„Das nominelle Kommando war in den Händen von alten, halb kindisch gewordenen Generälen, die nichts anderes konnten als sich noch mit Garnisonschikanen abgeben. Ja, sie waren herrlich anzusehen, diese Gouverneurs von Gaëta, diese Milon, Vial, Ritucci! Diese mit Heu ausgestopften, von Motten zerfressenen Galauniformen! Ja, ihr saht schön aus, als Eau de chine und schwarze Kosmetik ausgegangen und ihr endlich auf euren wackeligen Beinen die nun weiss gewordenen Hohlschädel herumtragen musstet; und wie verkrochen sich diese Helden, die, weil sie alt waren, sich Radetzkys däuchten! Keine Kasematte war ihnen sicher genug, aber prächtig, pfauenartig spazierten sie einher, wenn Waffenstillstand eintrat und das Feuer eingestellt war.“

Andere taten mehr, sie gingen in feiger, verräterischer Weise zum Feind über oder verdufteten einfach, wie Salzano, der frühere Kommandant von Palermo und Obergeneral in Capua.

Noch eines weiteren Elementes in der Festung erwähnt Wieland: der französischen Legitimisten, welche, aus den

römischen Staaten versprengt, dem bedrohten Bourbon ihre Dienste anboten.

„Ihre äussere Erscheinung schon war auffallend; päpstliche Zuaven mit perlgrauen Tellermützen nach spanischem Schnitt, das Kreuz Petri daraufgenäht; Guiden von Lamoricière in ihren einfach-eleganten schwarzen Husarenwesten etc. Ihr Benehmen im allgemeinen war wenig ansprechend, es wurde viel schwadroniert und von heldenmüttiger Verteidigung bis zum letzten Blutstropfen in den Cafés gesprochen.“

Doch bald trat eine Aenderung ein; die tüchtigen Elemente schieden sich von der grössern Masse der wertlosen Maulhelden.

Unter den Schweizeroffizieren, welche dem letzten Spross des neapolitanischen Königshauses in seinem letzten Verzweiflungskampf mit ritterlicher Treue und Tapferkeit zur Seite standen, finden wir ausser den schon genannten noch mehrere, die zum Teil schon früher bei den kapitulierten Schweizerregimentern eine Rolle gespielt haben, und solche, die berufen waren, in spätern Zeiten ihrer Heimat hervorragende Dienste zu tun. Da waren zwei alte Obersten von 1848/49, nunmehr Generallieutenants: Siegrist und Riedmatten. Der erste, der am 15. Mai 1848 an der Spitze des 1. Regiments in Neapel den südlichen Eingang des Toledo erstürmt hatte und nun als Kommandant der Seefront amtete, war ein 69-jähriger kranker Mann und musste bald ersetzt werden. Riedmatten dagegen führte die Verteidigung der Landfront mit Tapferkeit und Kaltblut, und war einer der wenigen Oberoffiziere, welche zur Zeit der höchsten Krisis gegen die Uebergabe sich wehrten. Da war ferner der vormalige Chef des 2. Fremdenbataillons, der Pruntruter Oberstlieutenant Migy. Dieser fand den Heldentod bei folgendem Anlass. Am 29. November früh sollte ein Ausfall stattfinden. General Bosco hatte es unternommen, denselben von der Festung aus durch Trompetensignale zu leiten und zu unterstützen. „Sollte man nicht den Leuten etwas Wein oder Schnaps verteilen?“ meinte Wieland, der praktische Troupier. „Nein“, erwiderte hochmiütig der General.

„Unsere Truppen schlagen sich auch ohne solche Stärkung“. — „Jawohl“, brummte der andere in den Bart; „es ist aber auch „im Verhältnis der Stärkung“. Der Ausfall missglückte, der alkoholfreie General liess seine Truppe mit Signalen und Unterstützung vollständig im Stich. Bald stiess das Ausfalldetachement, an seiner Spitze Migy, auf die Piemontesen, welche über die Absichten ihres Feindes schon seit vierundzwanzig Stunden unterrichtet waren. Migy, ein äusserst kaltblütiger Herr, sorgte sich mehr um seine Zigarre, die bei dem regnerischen Wetter schlecht brannte, als um die ihn umschwirrenden Kugeln. Da, als die Zigarre wieder im Zug war und er seine Leute zum Draufstürmen anfeuerte, traf ihn das Todesgeschoss. Ihn soll General Bosco selber einen der intelligentesten und mutigsten der Armee genannt haben.

Einen weitern alten Neapolitaner treffen wir in der Person des Generals Felix von Schumacher, der im römischen Feldzug von 1849 König Ferdinands Vorhut geführt hatte. Nunmehr leitete er in vorzüglicher Weise das Verpflegungswesen. Als der Person des Königs beigegebener Generaloffizier, fand er aber auch öfter Gelegenheit, in die eigentliche Verteidigung verdienstlich und wirksam einzutreten. Ein Beispiel: Als am 7. Januar die Piemontesen ein heftiges Bombardement begannen, antworteten nur zwei der Festungsbatterien mit Energie, darunter die Surys auf der Zitadelle. Da begab sich Schumacher in die übrigen Batterien, auch in die der Veteranen, um der Ursache nachzuspüren. „Ja“, wurde ihm erwidert, „man hat uns befohlen, wegen Munitionsmangels nur alle fünf Minuten einen Schuss zu tun“. Da wies er die Artilleristen an, über Hals und Kopf zu feuern. Fehle ihnen Munition und wollen die Angestellten keine hergeben, so sollen sie das Magazin erbrechen und das Feuer bis auf direkten königlichen Befehl nicht einstellen. Als Schumacher beim König rapportierte, traf er den interessanten General Bosco an, der aus Eifersucht auf die Schweizer rapportierte, alle Batterien auf der Festung täten ihre Pflicht, die auf der Zitadelle ausgenommen! Schumacher beeilte sich, die Wahrheit festzustellen, und ihm half der hin-

zutretende Hauptmann Sury, der dem Bosco ins Gesicht sagte, er sei gar nicht in der Batterie gewesen! — Schumachers Adjutant war Oberlieutenant (später Hauptmann) Alfon s Pfyffer, der nachmalige Chef des eidgenössischen Stabsbureau. Vorher der Adjutant Mechels, hatte er diesen, der zur Vertretung der Ansprüche der entlassenen Fremdenbataillone ins Römische sich begeben hatte, begleitet. Dort konnte er es nicht mehr aushalten und er war nach Gaëta zu seinen bedrängten Waffenkameraden geeilt. Bei den Gaétanern finden wir ferner unsren alten Freund Carl Suter. In der Schlacht am Volturno verwundet, hatte er Aufnahme im Festungsspital gefunden, dasselbe dann, von Kampfbegier hingerissen, verlassen, war auf einer Barke zum Gefecht bei Mola di Gaëta hinausgeeilt, und dann, den Arm noch eingeschient, mit der Fremdenbatterie in die Festung zurückgekehrt. Dann seinen Mitkämpfer bei der Erstürmung der Barrikaden in Palermo, den tapfern Hauptmann von Flug i. Noch kampfunfähig infolge der Wunde, die er sich damals geholt, tat er nun auf Riedmattens Bureau Schreiberdienste. Endlich sei noch gedacht des Genfer Hauptmanns Rilliet, später eidgenössischer Brigadier, und, last not least, des Oberarztes beim Wielandschen Korps, des wackern Majors Göldlin, späterer Oberinstruktur der eidgenössischen Sanitätstruppen, der bei angestrengtem Dienst „immer zum Scherz bereit war“. Er passte sehr gut zu seinem Chef, der, wie sein Freund Sury bezeugt, „stets ein vortrefflicher Kamerad, es liebte, fröhlich zu sein mit den Fröhlichen und den man gern aufsuchte“. Mit Teilnahme erzählt denn auch Wieland, dass Göldlin, als der Jahresschluss mit warmem Wein gefeiert wurde, das Schluckweh gehabt habe, „eine fatale Krankheit zum Trinken.“

An Anstrengungen und Mühsalen fehlte es der Besatzung wahrlich nicht. Nach ein paar stillen Wochen begannen, in der zweiten Hälfte Dezember, die piemontesischen Granaten häufiger und sicherer in der Festung einzukehren, und am 7. Januar hub sich ein gewaltiges zweitägiges Bombardement an. Das störte aber den Humor der Gaétaner Artille-

risten nicht. Unverdrossen antworteten sie, und die Abreise der eisernen Todesvögel begleiteten sie je nach der Nationalität mit Barcarolen, Chansons oder Jodlern. Als die Ankunft König Victor Emanuels im piemontesischen Lager bekannt geworden war und man bei diesem Anlass in Mola musizieren hörte, zielte Hauptmann Surys gezogenes Geschütz nach der Stelle des vermuteten Aufenthalts Seiner Majestät, und beim vierten Schuss stob dort zum grössten Spass der Schweizer eine glänzende Cavalcade auseinander wie Spreu im Wind, und der König verschwand mit seinem Gefolge hinter einer Mauer.

Die feindlichen Geschosse hausten übel in den durchaus nicht auf der Höhe der Zeit stehenden Befestigungsbauten und machten fortwährende schwere Reparaturarbeiten notwendig. Zahlreiche Corvées, Munition oder Material aller Art nach den Batterien tragend, oder Schutt wegschaffend und in den Strassen die von Geschossen geschlagenen Löcher ausfüllend, gingen mit bienenhafter Emsigkeit hin und her. Singend, jauchzend verrichteten unverwüstliche Schweizer-veteranen in Hemdärmeln solche Arbeit, zu der zuweilen der König einen Trunk spendete.

Bis Mitte Januar konnte die Beschiessung der Veste, die am Ende einer schmalen Landzunge liegt, nur von der Landseite her stattfinden, denn vor dem Hafen lag noch eine französische Flotte, die formell allerdings neutral, doch die Blokkade des Platzes und die Belagerer an vollständiger Einschliessung hinderte. Am 13. Januar 1861 erhielt König Franz den Rat Kaiser Napoleons, nunmehr den unnützen Widerstand aufzugeben, da der militärischen Ehre Genüge getan sei. In würdigen Worten wies der König diesen Rat zurück. Er sei allein Richter über seine Ehre und werde sich verteidigen, solange noch ein Hoffnungsschimmer leuchte. Sei keine Hoffnung mehr, müsste er seine letzte Zufluchtsstätte verlassen, so werde er mit Franz I. von Frankreich, seinem ritterlichen Vorfahr, sagen können: Tout est perdu fors l'honneur!

Ein Appenzeller Neapolitaner, der bei der Thronbesteigung des jungen Königs zugegen war, hat gefunden, „das sei

ja e schreckhaft bbring Pörstli“. Aber dies „Pörstli“ war in Taten nicht weniger tapfer als in Worten. Die französische Flotte zog ab, und nun war die Festung von allem Verkehr, von aller Lebensmittelzufuhr abgeschlossen, und zu dem Bombardement der Landbatterien kam das der Flotte. Die Schanzen krachten zusammen, Pulvermagazine flogen auf, in den luftarmen, mit Gesunden, Verwundeten und zahlreichen Typhuskranken vollgepfropften Kasematten herrschten Tod und Verderben. Die Rationen wurden immer kleiner, schon lange waren keine frischen Lebensmittel mehr erhältlich als die paar Fischlein, welche durch im Wasser krepiente piemontesische Bomben ans Land geschleudert wurden. Aber tröstend, aufmunternd und furchtlos besuchte das Königs-paar Krankensäle und Batterien. Und da war es namentlich K ö n i g i n M a r i e , die bayrische Prinzessin, welche durch ihre Tapferkeit den Enthusiasmus der Soldaten entflammte. Im Amazonenkleid, das ungarische Hütchen auf dem Kopf, machte sie in den Batterien die Runde, und zeigte, mit einem Schweizeroffizier zu reden, „Courage wie ein Grenadier“. Als die königliche Familie vor den feindlichen Granaten in einer Kasematte mit ewigem Licht Schutz suchen musste und auch dort eine Kugel einschlug, meinte der spanische Ge-sandte: „Madonna, Sie haben sich darnach gesöhnt, Kugeln in der Nähe zu sehen, nun sind Sie ja nach Wunsch bedient“. Lächelnd erwiederte die Fürstin: „Nun, so eine ganz kleine Blessur hätte ich mir wohl wünschen mögen“. Die piemontesischen Kugeln waren indessen doch so galant ihr weder eine kleine noch eine grosse zu bringen. — Auf ihren gefährlichen Gängen wurde die Königin öfters durch General Schumacher begleitet. Als sie mit ihm einmal in einer Batterie erschien, tadelten es die neapolitanischen Generäle, dass Schumacher die hohe Frau solcher Gefahr aussetze. „Wohl nur darum“, meinte Wieland, „weil kein einziger dieser Herren den gleichen Gang gemacht hätte.“

Mitte Januar hatte Wielands Truppe sich metamorphisiert, d. h. sie wurde in ein Artilleriekorps umgewandelt, ihr wurde die Bedienung einer Batterie auf der Seeseite über-tragen. In „schnurrender“ Rede erklärte der Chef seiner

Mannschaft die grosse Ehre, die ihr zuteil geworden, indem man ihnen, den Infanteristen, die Fähigkeit zutraue, plötzlich gute Artilleristen und Pioniere zu werden, und dass er keinen Augenblick an ihrem guten Willen und Geschick zweifle. Und die Sache ging vortrefflich. Die Leute zeigten sich den Kanonieren der Flotte bald durchaus gewachsen, und der Chef und seine Helfer, die Lieutenants Suter, Lendi, Feninger, Guyer und der belgische Artillerie-nauptmann Jacquemin, ein alter Römer, der die Instruktion leitete, gingen mit trefflichem Beispiel voran. Wieland feierte den Anlass und zugleich den Geburtstag des Königs (16. Januar) mit einem solennen Punsch, zu dem er auch die Offiziere der Batterie Sury einlud. „Ich bin der festen Ueberzeugung, dass es an diesem Abend keine lustigere Gesellschaft in Gaëta gab, als die unsrige, wenigstens waren wir so laut, dass einige Mitbewohner des Hauses glaubten, die Piemontesen hätten die Stadt überrumpelt und seien in den Palast eingedrungen. Wir stimmten nämlich unsere Kehlen, um der Königin ein Ständchen zu singen, nur der später etwas wackelige Zustand unserer Piedestäler hielt uns von dieser kühnen Idee ab.“

Neben des Königs Geburtstag hielt sich Wieland wert genug, am 7. Februar auch seinen eigenen zu feiern, „mit einem Rossbraten und Aepfelküchlein.“

Aber auch die übrige Besatzung liess sich durch die Leiden der Belagerung den Humor nicht nehmen. Während des grossen Bombardements zu Land und Wasser, am 22. Januar, spielten die Musiker der neapolitanischen Jäger in den Batterien den Bourbonenmarsch und tanzten die Kanoniere im Kugelregen die Tarantella. Flog eine Bombe heran, so hielt ihr der Tambourschläger übermütig sein Instrument entgegen, wie um sie abzufangen. Und am Fasnachtabend marschierte ein Zug durch die Strassen, mit Decken und Leintüchern verummt. Mit Pfeifen, Kastagnetten, Tamburinen musizierten sie, führten sie Pantominen und Tänze auf, die Schweizer sangen ihre Lieder und einzelne Veteranen zogen aus ihrem Repertorium halbvergessene Jodler hervor.

Aber alle Tapferkeit und aller Frohmut konnten das tra-

gische Ende nicht abwenden. Batterien, Festungswerke, Kasematten waren zum grössten Teil zerstört, die Munitionsvorräte namentlich durch Pulverexplosionen vernichtet. Die schrecklichste dieser Explosionen fand in der Batterie S. Antonio bei der Zitadelle statt. Ihr folgte ein Waffenstillstand und am 12. Februar die Kapitulation. Am 14. schiffte sich die königliche Familie nach warmem und rührendem Abschied von ihren Soldaten auf einem französischen Fahrzeug ein, um in der ewigen Stadt ihre Zuflucht zu nehmen. In ihrem Gefolge befanden sich die Generale Riedmatten und Schumacher, letzterer mit seinem Adjutanten Pfyffer. Und am gleichen Tag marschierte die auf zwei Dritteile zusammen geschmolzene Garnison mit klingendem Spiel aus der Festung, vorbei den das Gewehr präsentierenden Truppen Cialdinis; an der Spitze der Fremdtruppen die Infanterie des nun zum Oberstlieutenant vorgerückten Wieland, dann die Fremdenbatterie Sury und zuletzt die Veteranen, die nach Abgabe der Waffen kapitulationsmäßig nach Gaëta zurückkehrten, das nach wie vor ihr Aufenthaltsort sein sollte.

Das war das Ende der neapolitanischen Bourbonen. Sie haben keinen mackellosen Ruf hinterlassen. Aber das schöne Wort Schillers, „den Menschen adelt noch, den tiefgesunkenen, das letzte Schicksal“, darf wohl mit Fug auf Dynastien wie auf Menschen und Völker seine Anwendung finden. Und wenn der letzte seines Stammes so würdig und heldenhaft von der Bühne getreten ist, wie König Franz, so mag von seinem Ruhm wohl ein kleiner Schimmer zurückleuchten auf das ganze, alte, des Ruhms sehr bedürftige Herrschergeschlecht.

Nach dem Defilieren kam die Garnison, ausser den Veteranen, in Kriegsgefangenschaft bis zum 20. März. Dann kehrten die Schweizer heim. Den aus den alten Schweizer-Regimentern stammenden Offizieren und Soldaten waren durch die Uebergabsbedingungen alle ihnen nach den Kapitulationen zustehenden Rechte garantiert worden. Aber während der Gefangenschaft und auf dem Transport zur Grenze wurden die wehrlosen Tapfern schlecht und unwürdig behandelt. In Lumpen und Fetzen liess man sie ziehen, bei je-

dem Halt wurden sie von dem feigen Pöbel durch unflätige Schimpfereien beleidigt. Und, dass die piemontesische Regierung diese Schändlichkeiten zuliess, ist ein böser Schatten auf dem Ruhmesglanz des nicht aus eigener Kraft erstandenen italienischen Königreichs.

Beiträge zur Heimatkunde von Wohlen.

Von Hans Buchmüller.



ach dem Erscheinen des kleinen Auszugs aus einem Kirchen-Urbar von Wohlen (Heft 3 des VI. Jahrgangs dieser Blätter) wurde ich dazu ermuntert, noch mehr aus dieser eigenartigen Quelle zu schöpfen.

Den Eindruck, ein merkwürdig inhalreiches Buch vor sich zu haben, hatten schon diejenigen, welche hineingeschrieben. So notierte Dekan Brandolf Wasmer, nachdem er gesagt, was das Urbar enthalten solle und sich entschuldigt, dass alles so konfuse eingesetzt sei und bald dies, bald das vorkomme: „Nichtsdestoweniger hat man gut befunden, in und bey erinnerung deß Urbars und Kirchenbuchs alleß dasjenige widerumb einzusetzen, was die wolehrwürdigen, frommen, gottseligen Herren Seligen gedacht und verzeichnet haben.“ (1. Okt. 1673.)

Und Pfarrer Wytttenbach schrieb: „Wan gleich ein anderer, neuwer Uhrbar, weilen diser bald außgeschrieben, sollte angeschaffet werden, soll diser vor wie nach im Pfrundhause verbleiben, weilen darin vill nöhtige Dinge, wie auch einige Donationen, güldbrieffe, verehrungen und ander nützliche und der nachweld nöhtige underrichtung und underweisung auffgezeichnet synt.“

Aus mehrfachen Gründen ist es angezeigt, den Inhalt des Urbars nicht nach Stoffgebieten zu ordnen, sondern ihn nach Verfassern zu gruppieren, obwohl die einzelnen Geist-